

Die Last des Glücks wiegt schwer

Endlich wieder Oper: Die Salzburger Festspiele starteten mit einer eleganten „Elektra“ voller Zwischentöne. Die umjubelte Neuinszenierung tragen drei starke Frauen – und die Wiener Philharmoniker unter Franz Welser-Möst.

FLORIAN OBERHUMMER

SALZBURG. „Nicht ich, nicht ich! Er ist der Bösem“, murmelt Klytämnestra ins Mikrofon. Nicht der prägnante, markenschütternde Fortissimo-Akkord einer Hundertschaft an Orchestermusikern setzt die Familientragödie im nachtschwarzen Mykene in Bewegung. Elektras Mutter, Hassobjekt und Mörderin, ergreift das Wort. Klytämnestra rechtfertigt sich, ließ Agamemnon „sein eigen Kind doch, meines Schoßes liebste Frucht, schlachten, thrakische Winde zu beschwichtigen“. Sie wählt die Sprechstimme.

Die erste Opern-Neuinszenierung der Salzburger Festspiele 2020, der erste Opernabend seit Beginn des Corona-Lockdowns Mitte März begann am Samstag mit einem Kunstgriff. Krzysztof Warlikowski stellt der Oper der beiden Festspielgründer Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal einen Monolog von Klytämnestra, frei nach der „Orestie“ von Aischylos, voran, um die Komplexität dieses Stoffs – der von unnatürlichen Todesfällen geprägten Atriden-Saga – begreifbar zu machen. Es gibt kein Gut und Böse in „Elektra“.

Der polnische Regisseur befördert zudem das antike Rachedrama in die Gegenwart. Bewohnen diese bürgerliche Anwesen ehrenwerte Menschen oder eher Mitglieder einer ehrenwerten Gesellschaft? Ein Pool erstreckt sich über einen Teil der Bühne der Felsenreitschule, deren Arkaden verschlossen sind wie in Romeo Castellucci's „Salome“ – Inszenierung. Warlikowski stellt eine

Enorme Spielfreude im Orchestergraben

weitere Nähe zum Schwesterwerk aus der Avantgarde-Phase von Richard Strauss her, die dieser in der Entstehungszeit eher vermeiden wollte: Auch in der „Elektra“ zirpen – wie schon 2018 bei „Salome“ – zu Beginn die Grillen.

Kontinuität herrscht auch im Orchestergraben: Franz Welser-Möst dirigiert erneut die Wiener Philharmoniker. Um erlassen zu können, wie großartig die Arbeit des Strauss-Fachmanns mit diesem Orchester in dessen immer wieder neu zu befragendem Stammrepertoire ist, bietet sich ein Rückblick in den Festspielsommer 2010 an. Gleiches Stück. Gleiches Orchester. Aber ein anderer Klang. Eine von Dirigent Daniele Gatti damals kaum gezielte Wucht, die – bei aller Effektivität – Klangschönheit, Feinarbeit und vor allem Sänger(innen)dielenlichkeit vermissen ließ.

Unter der Leitung Franz Welser-Mösts klingt die „Elektra“ von Beginn an elegant, plastisch, bis ins kleinste Detail durchgearbeitet. Seine dynamisch differenzierte Klangdramaturgie spannt über 105 Minuten einen fesselnden Spannungsbogen. Die Wiener Philharmoniker zeigen sich nach vier Monaten ohne Opern-Einsatz enorm spielfreudig. Wie der Dirigent den Klang aus den ekstatischen Eruptionen der Orchesterzweischenspiele in Sekundenschnelle dimmt und die Sängerrinnen auf Rossen betet, ist – nicht nur wegen des auch während der Aufführungen empfohlenen Mund-Nasen-Schutzes – atemberaubend.



Die Felsenreitschule mit verschlossenen Arkaden wurde von Bühnen- und Kostümbildnerin Małgorzata Szczepińska für „Elektra“ gestaltet.



Tanja A. Baumgartner: Klytämnestra



Aušrinė Stundytė als Elektra.



Asmik Grigorian als Chrysothemis.

Diese gestalterische Sorgfalt ermöglicht eine neue Sicht auf die Titelrolle: Aušrinė Stundytė verfügt über keinen rollentypisch stählernen Hochdruck-Sopran. Ihre vokalen Stärken liegen in einer betörenden, fein schimmernden Höhe, die der Elektra eine sinnliche, lyrische Färbung verleiht. Welser-Mösts akribische Arbeit mit der litauischen Sängerin führt auch zu exemplarischer Wortdeutlichkeit. Das Libretto, das Hofmannsthal 1908 aus seinem Schauspiel herausentwickelte, erscheint aufgewertet und der Musik ebenbürtig. Stundytė fehlt zwar die kraftvolle Tiefe einer „Hochdramatischen“, doch sie erzeugt berührende Momente anderer Art: Die „Erkennungs-Szene“ mit ihrem totgeglaubten Bruder Orest etwa sprüht vor zarten Farben und ungeahnter Innigkeit.

Aušrinė Stundytė's stimmlicher Nuancenreichtum fügt sich mit ihrer Darstellungskunst zur ganzheitlichen Rollengestaltung. Krzysztof Warlikowski widersetzt sich der

traditionellen Deutung Elektras als rachsüchtigen Mannweib, der Regisseur arbeitet die Verletzlichkeit und Widersprüchlichkeit der Figur heraus. Wie ein trotziges Kind – eine weitere Parallele zur „Salome“ – entzieht sich Elektra der familiären Zugehörigkeit, nutzt aber ihre erotische Anziehungskraft, um Stiefpapa Agisth – Michael Laurenz formt seinen kurzen Auftritt mit apertem

Eine neuartige, lyrisch-sinnliche Elektra

Tenor – in das Innere eines gläsernen Quaders zu locken. Dort wartet der Tod in Gestalt Orests.

Krzysztof Warlikowski nutzt die Mittel der Psychoanalyse, um das Innenleben dieser Familie zu ergründen. Bühnen- und Kostümbildnerin Małgorzata Szczepińska hat ihm dafür ein elegantes und funktionales Upper-Class-Ambiente in der Felsenreitschule eingerichtet. Eigentlich ein ironisches Spiel mit

der Festpielgeschichte: Harry Kuper oder Nikolaus Lehnhoff entfallen im Großen Festspielhaus düster-monochrome „Elektra“-Szenarien, in der archaischesten aller Festspielstätten wiederum vollzieht sich eine farbintensive Familientragödie unserer Zeit. 2018 hat Warlikowski Hans Werner Henzes Oper „The Bassarids“ in der Felsenreitschule ebenfalls als Familienaufstellung präsentiert. Seine zweite Deutung einer Antike-Oper in Salzburg ist fokussierter: Die Parallelhandlungen sind auf zwei Schauplätze reduziert, die Gefahr einer medialen Überreizung großteils gebannt.

Das schärft den Blick für die zentrale Konstellation dreier Frauen. Was auch immer in dieser offenkundig kriminellen Familie die Serie an Morden ausgelöst hat: Elektra kann sich nicht davon lösen. Aber sie benötigt ihren Bruder – Derek Welton verkörpert einen verstörten Orest mit dunkel-geschemdigem Bass –, um sich an Klytämnestra zu

reichen. Tanja Ariane Baumgartner zeigt zu Beginn ihre Fähigkeiten als Sprechstellerin, ihr Mezzo ist wandlungsfähig genug für ein spezifisches Rollenprofil einer verhärmten, verletzten Frau.

Zwischen diesen beiden Polen steht Elektras Schwester: Asmik Grigorian gelingt es zwei Jahre nach ihrer fulminanten Salzburger Salome, auch Chrysothemis ein Höchstmaß an Präsenz zu verleihen. Scheinbar mühelos meistert sie die enormen Anforderungen, die Richard Strauss an diese Partie stellt. Asmik Grigorian zeichnet Chrysothemis im Raver-Look der späten 1990er-Jahre als bekennende Hedonistin: „Eh ich sterbe, will ich auch leben!“ Ihre etwas dunkleren Sopranfarben mischen sich zudem wunderbar mit der Stimme von Aušrinė Stundytė, die drei großen Dialoge der Schwestern bilden die vokalen Höhepunkte des Abends.

Diese „Elektra“ erweist sich sowohl in musikalischer als auch in szenischer Hinsicht eines Jubiläumswortspielsommers als würdig. Und sie ist nach der „Salome“ die zweite gelungene Auseinandersetzung mit einem zentralen Werk von Richard Strauss unter Markus Hinterhäuser Intendanz. Die Regie-Erzählung lässt nur zuletzt eine Frage offen: Hat nicht eigentlich Chrysothemis die mörderische Arbeit anstelle ihres Bruders erledigt, der halbwahnsinnig die Flucht über das Parterre der Felsenreitschule antritt? Elektra – vom Wiener Staatsoperchor auf der Tribüne markant befeuert – erlebt diesen späten Triumph bereits im medikamentösen Delirium. „Ich trage die Last des Glücks, und ich tanze vor euch her“, singt sie. Getanz wird freilich nur mehr im Geiste.

Oper. „Elektra“ von Richard Strauss. Salzburger Festspiele, Felsenreitschule, bis 24. August.
TV: ORF 2, 10. August, 22.30 Uhr, 3sat, 15. August, 20.15 Uhr.
Festspielnächte: Kapitelpalast, 14. August, 18 Uhr.